

Illegal von Frankfurt nach Heidelberg

Eine Jüdin im Untergrund und ihre Helfer

Kommt man in Heidelberg mit jemandem aus der älteren (oder der mittleren) Generation ins Gespräch, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit Kinder großzog bzw. damals selbst noch Kind war, hört man nicht selten den Namen von Frau Dr. Sandels, wenn von Kinderärzten die Rede ist. Oft ist dann der Namen verbunden mit Bruchstücken einer besonderen Geschichte: die Kinderärztin sei Jüdin gewesen und habe während der NS-Diktatur lange Zeit versteckt gelebt. Dass in ihrer Patienten-Klientel unterschiedene Hitler-Gegner eine wichtige Rolle spielten und sie weiterempfahlen, ist nicht verwunderlich.¹



Abb. 1: Vor dem Eingang der Kinderarzt-Praxis Heidelberg Werderstr. 33B: (von links); Dr. Sandels; die Ehefrau von Prof. Sandels; Margarete Herberg; Prof. Sandels; Dieter Herberg. Foto: privat

Unter allen möglichen Formen der Flucht vor nationalsozialistischer Verfolgung gilt das Überleben in einem Versteck und damit in der Illegalität als der gefährlichste und mühseligste Weg. Wolfgang Benz² schätzt, dass im Deutschen Reich etwa 10 000 jüdische Menschen versucht haben, im Untergrund die NS-Herrschaft zu überdauern. Aber die Überlebenschancen waren gering. Nur etwa 1 400 von ihnen hätten das Ende des Hitler-Staates erlebt. Bezogen auf den Gesamtverlauf des Holocaust stellen die so geretteten Juden quantitativ eine Randerscheinung dar, ihre Zahl war verschwindend gering.

Die Illegalen mussten in steter Furcht vor Entdeckung leben, in Furcht vor Denunziation durch nationalsozialistische Fanatiker oder durch unbarmherzig-gesetzestreue Normalbürger oder durch Gestapospitzel. Weil ihnen der Zugang zu den Luftschutzkellern versagt war, waren sie auch dem Luftkrieg schutzloser ausgeliefert als die nicht-jüdische Bevölkerung. Das Überleben war aber auch nicht möglich ohne eine beträchtliche Zahl von nicht-jüdischen Helfern, die sich nonkonform und solidarisch zeigten und ohne Rücksicht auf die eigene Gefährdung denen halfen, die ohne Ausweispapiere und ohne Lebensmittelkarten ihre Wohnung verlassen hatten. Mit der Entfernung des Judensterns von der Kleidung, mussten auch die Ausweise mit den verräterischen Zwangsnamen Sara und Israel versteckt oder vernichtet werden, wie überhaupt alle Hinweise auf die tatsächliche Identität.

Frau Sandels' Verfolgungsgeschichte beginnt in Frankfurt. Ihr Fall ist gut dokumentiert. So soll an diesem Beispiel den folgenden Fragen nachgegangen werden: wann und bei welchem Anlass fasste sie den Entschluss zum Untertauchen? Wie wurde er verwirklicht? Wer waren die Helfer? Wie gelang es ihr, sich gegenüber dem Fahndungsdruck der Gestapo zu behaupten, über eine ganz außerordentlich lange Zeit – hier insgesamt 31 Monate! – hinweg bis zum Kriegsende durchzuhalten und die Diktatur zu überleben? Dabei gewährt das Beispiel auch einen gewissen Einblick in die

von der Gestapo entwickelten Techniken, Deportationen möglichst unauffällig und reibungslos durchzuführen.³

Schließlich hatte auch diese Verfolgungsgeschichte ein juristisches Nachspiel. Die in der Nachkriegszeit mit Wiedergutmachungsfragen befassten Juristen hatten unter anderem die Frage zu klären, wie die im Untergrund Überlebenden im Vergleich mit überlebenden KZ-Opfern entschädigt werden sollten. Die während des Wiedergutmachungsverfahrens entstandenen außerordentlich umfangreichen Zeugenaussagen enthalten oft wichtige ergänzende Einzelheiten, die ein deutliches Bild vom Leben im Untergrund während der NS-Zeit vermitteln.⁴

„Wenn ich in Frankfurt krank war, kam als Ärztin eine Frau Dr. Sandels.“ So beginnt eine Familiengeschichte, die Dieter Herberg (geb. im Jahr 1929) vor einigen Jahren für seine Kinder abgefasst hat.⁵ Dieter Herberg berichtet davon, dass sich zwischen seiner Mutter Margerete und Frau Sandels „eine tiefe Freundschaft (entwickelte), die bis zu ihrem Tode bestehen blieb.“ Frau Sandels (1899 – 1977) war Jüdin. Sie stammte aus einer weitgehend assimilierten Familie, besuchte nicht die Synagoge, feierte Weihnachten mit der Familie Herberg, konnte in der familiären Diskussion auch die sozialen Ideen des Kommunismus vertreten. Sie hatte zwei ältere Schwestern, die am Beginn der Hitlerzeit emigrierten, die eine nach Brasilien, die andere nach Argentinien, und einen älteren Bruder, der in die USA auswanderte und dort Altphilologe und Professor an einem College wurde. In diesen Familienbericht ist die Geschichte von Frau Sandels Flucht in die Illegalität und von ihrem Leben im Untergrund verwoben. Der Bericht setzt ein, als der Autor noch Schüler war.

Ende der 1930er Jahre trennten sich die Eltern Herberg. Nach der Scheidung lebte die Mutter Margarete Herberg mit ihrem Sohn offiziell in Frankfurt-Sachsenhausen Gartenstraße 51. Tatsächlich aber hielten sich beide Frauen und der junge Herberg in einer von Dr. Antonie Sandels angemieteten Wohnung in der Gartenstraße 114 auf. Zwar hatte Dr. Sandels geheiratet (Dr. Oppenheimer), wohl um die formalen Voraussetzungen für eine

Auswanderung zu schaffen. Aber schließlich verzichtete sie auf diese Möglichkeit. Sie wollte ihre kranke Mutter, die in einem Altersheim in Mainz lebte, nicht verlassen. Und das Vertrauen in die unbedingte Hilfsbereitschaft ihrer Freundin Margarete Herberg sowie der Glaube beider an ein baldiges Ende des Nationalsozialismus ließen sie in dem Land ausharren, „in dem sie sich trotz allem zu Hause fühlte.“

Weil „Judenbegünstigung“, d.h. praktisch jeder Umgang mit Juden verboten war, konnten Frau Sandels und Frau Herberg nicht förmlich zusammenziehen. So lebte der junge Dieter Herberg und seine Mutter lange Jahre insgeheim mit Frau Sandels zusammen, wobei ihn die Persönlichkeit der Ärztin, ihre Kunstbegeisterung und ihre Kenntnisse z. B. über die zeitgenössische Malerei – sie besaß selbst zwei Originalzeichnungen („Variété-Studien“) von Max Beckmann⁶ –, ihre Belesenheit und ihre



Abb. 2: Beim Adventskaffee: (von links) Margarete Herberg, Dr. Antonie Sandels (mit einer Freundin), Foto: privat

umfassende Bildung besonders beeindruckten. Von „Tante Musch“, wie er sie liebevoll nannte, erfuhr er vieles, was ihm als Mitglied der Hitler-Jugend und im hitlertreuen Schulunterricht vorenthalten wurde.

Zwei Erlebnisse in noch jungen Jahren konfrontierten den Autor dieses Familien-Berichts hart mit dem Antisemitismus der NS-Diktatur und mit den darauf basierenden Realitäten. Etwa in Jahren 1937/38, als es noch eine „Judenklasse“ in seiner Schule gab, berichtete Herberg zu Hause von den stetigen Hänseleien und Übergriffen, denen die wenigen jüdischen Schüler – durchaus mit Kenntnis und Duldung der Lehrer – ausgesetzt waren. Dieter Herberg war damals völlig überrascht, als Frau Sandels ihn ganz aufgebracht fragte: „Was würdest Du denn sagen, wenn ich auch eine Jüdin wäre?“ Dieses Bekenntnis der von ihm hochverehrten Frau hatte entscheidende Bedeutung für ihn: „Von diesem Tag an verlief meine Jugend anders. [...] Ich konnte mich an den Nazi-Ideen nicht mehr begeistern und das Marschieren in der HJ wurde mir zum geistlosen Schrecken.“

Beruflich hatte die Kinderärztin Dr. Sandels erhebliche Einschränkungen hinzunehmen. Sie verlor die Kassenzulassung, durfte nur noch jüdische Patienten behandeln und war von der „arischen Ärzteschaft“ ausgeschlossen. Ihre materielle Absicherung hatte sie damit verloren. Versuche der beiden Frauen, ein Alten-Sanatorium für begüterte Damen im Rahmen der Fürsorge-Tätigkeit der jüdischen Kultusgemeinde zu gründen (zunächst in einer Villa in der Kronstettenstraße, dann in einer großen Wohnung in der Holzhausenstraße) scheiterten, später ebenso der Versuch gegen ein geringes monatliches Entgelt – auch innerhalb der Fürsorgebemühungen der jüdischen Gemeinde – ein Kinderheim zu betreuen (in der Hans-Thomastraße 24 nahe der Wohnung Gartenstraße 51).

Dieter Herberg selbst besuchte ab 1938/39 in Frankfurt das neugegründete Musische Gymnasium, das in der enteigneten Villa eines jüdischen Chemikers untergebracht war, und lebte dort im Internat. Frau Herberg half beim Aufbau der hauswirtschaftlichen Einrichtungen der Schule mit. Dabei lernte sie Frau Eisenhuth, die Leiterin der Großküche, kennen. Diese, obwohl selbst NSDAP-Mitglied, erwies sich später eine Zeitlang als hilfreich: sie bot Frau Herberg einen Aufenthalt in ihrem kleinen Haus auf dem Land an (in dem Dorf Korb im äußersten Odenwald, in „Badisch Sibirien“, wie man damals schon sagte). Dieses Haus – ursprünglich für einen Ferienaufenthalt gedacht – bot dann 1944 einen Unterschlupf für die erste Zeit nach der Flucht aus Frankfurt.

Für Frau Sandels spitzte sich allerdings die Situation immer mehr zu. Ab September 1941 musste auch sie den Gelben Stern tragen: Frau Sandels „trug immer ihre Tasche so, dass man den Stern nicht sehen konnte.“ Am 19. Oktober dieses Jahres begann die Reihe der großen Deportationen aus Frankfurt.⁷ Schon einen Monat vorher, am 23. September 1941, war ein Auswanderungsverbot für Juden erlassen worden, was anzeigte, dass nicht mehr Auswanderung bzw. Austreibung das Ziel der NS-Judenpolitik war, sondern dass von der Partei- und Staatsführung Zwangsverschleppung und die Vernichtung der jüdischen Minderheit, die „Endlösung“, betrieben wurde. Die Sammelstelle für diejenigen, die abtransportiert werden sollten, war in Frankfurt die städtische Großmarkthalle (an der Hanauer Straße). Sie war nicht weit entfernt von Frau Sandels' Wohnung in der Gartenstraße und von dem jüdischen Kinderheim, das sie betreute.

Eine Augenzeugin hat beschrieben, wie sich die verzweifelten Menschen dort in ihr Schicksal fügten:

„Stunden um Stunden standen die Familien da drüben. Jeder ein Pappschild umgehängt (wie ein Schandbild aus dem Mittelalter), das Gepäck in der Hand, den Rucksack auf dem Rücken. Szenen, die sich nie vergessen lassen werden: Eine feine, alte, blasse Dame, Persi-
anermantel. Ein großes Schild unter dem Kinn. Als sie es tiefer hängen wollte, riefen die Umstehenden: ‚Der Stern! Der Stern!‘ – den zu verdecken ja schwere Strafe kostet. [...] Den ganzen Tag über dauerte das Warten – bis sie dann alle gesammelt in den Keller der Markthalle kamen.“⁸

Frau Sandels war, wie Dieter Herberg berichtet, bei den Deportationen stets anwesend.⁹ Die überwachenden SS-Männer waren auch immer die gleichen. Eines Tages sagte ihr der leitende SS-Mann, dass auch sie beim nächsten (und wohl letzten) Transport an der Reihe sei.

War das nun im damaligen Klima antisemitischer Hetze eine höhnische Äußerung oder eine wohlmeinende Warnung? Die Bemerkung konnte aus ganz unterschiedlichen Motiven gemacht worden sein. Einiges spricht jedoch dafür, dass sie auf guten Informationen beruhte, ganz wörtlich gemeint war und in dieser Extremsituation einen Moment der Nähe zwischen Verfolgern und Verfolgten markierte.¹⁰ Auch Antonie Sandels hat dies als ernste Warnung verstanden und umgehend den Entschluss gefasst, sich zu verstecken und sich so dem Abtransport zu entziehen. Die Bemerkung des SS-Führers lässt sich chronologisch einleuchtend einem festen Zeitpunkt zuordnen, nämlich der vorletzten, der 9. großen Deportation, bei der am 15. September 1942¹¹ über tausend Frankfurter nach Theresienstadt verschleppt wurden. Tatsächlich wurden dann bei der 10. und letzten großen Deportation aus Frankfurt am 24. September 1942 – das jüdische Alten- und Kinderheim war inzwischen bereits aufgelöst und deren Bewohner abtransportiert – die noch übriggebliebenen bekannten Funktionsträger der jüdischen Gemeinde zusammen mit den Krankenschwestern und Ärzten verschleppt, was einem bekannten Muster und zwar der zynischen Taktik der Gestapo entsprach: nämlich Vertrauenspersonen der jüdischen Gemeinden zunächst zu instrumentalisieren und erst ganz zuletzt abzutransportieren, um bei den vorhergehenden Transporten Panik zu vermeiden und einen möglichst reibungslosen Ablauf der ganzen Aktion zu garantieren. Nach der Aussage von Margarete Herberg¹² war Frau Dr. Sandels für die gesundheitliche Betreuung derjenigen zuständig, die seit 1941 aus Frankfurt abtransportiert wurden: „Diese Tätigkeit geschah im vollen Einverständnis mit der Gestapo.“ Kurz vor dem Deportationstermin wurde ihr von der Gestapo mitgeteilt, „sie solle sich am 22.9.1942 mittags 2 Uhr in der Großmarkthalle in Frankfurt am Main bereithalten.“ Margarete Herberg fügte hinzu, Frau Sandels befürchtete, „nach dem Osten“ deportiert zu werden, und entzog sich dem Abtransport dadurch, dass sie sich bei ihr in der Wohnung Gartenstraße 51 versteckte.

Die Historikerin Petra Bonavita hält den Begriff „gesundheitliche Betreuung“ für einen NS-typischen Euphemismus, der verschleiern sollte, dass die Ärztin über „transportfähig“ und „nicht-transportfähig“ mitzuentcheiden hatte. Tatsächlich ist nicht auszuschließen, dass die SS bzw. die Gestapo es soweit getrieben haben, dass Frau Sandels diese stark belastende Entscheidung auch über die ihr im Kinderheim anvertrauten Kinder treffen müssen.¹³

Nachdem Frau Sandels selbst ihre alte Wohnung Gartenstraße 114 aufgegeben hatte, galt sie als „vermisst“. Das wird bestätigt durch Belege, die Petra Bonavita¹⁴ in der Frankfurter Kartei der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ gefunden hat. Dort wurde auf Zetteln für zwei Männer und für elf Frauen, die nicht – wie befohlen – zur Großmarkthalle gekommen waren, für das Jahr 1942 per Schreibmaschinenschrift „vermisst“ notiert, unter ihnen ist auch der im Buch abgebildete Zettel für Antonie Oppenheimer geb. Sandels.

Sich der Deportation zu entziehen und sich zu verstecken war eine Entscheidung buchstäblich im letzten Moment gewesen. Aber sie war augenscheinlich vorbereitet und zwischen beiden Frauen abgesprochen. Die Möglichkeit der Emigration, die ihre Geschwister und auch ihr Mann genutzt hatten, war längst verpasst. Andere Optionen, diesem schrecklichen Dilemma zu entkommen, gab es nicht mehr, wenn man den Selbstmord ausschloss. Die alte Wohnung Gartenstraße 114 wurde stillschweigend aufgegeben. Das Haus hatte mit der Familie Selig einen jüdischen Eigentümer, und es wurden auch immer mehr jüdische Mieter eingewiesen. Es entwickelte sich so zu einem „Judenhaus“ bzw. zu einem „Ghetto-Haus“, wie das auf Geheiß der Partei- und Staatsführung parallel in vielen Städten geschah. Es war eine weitere Stufe der Ausgrenzung und der Vorbereitung der Deportation: alle Hausbewohner wurden schließlich in den erwähnten Transporten verschleppt.

Nach Wochen der Gratwanderung zwischen Fürsorge für die jüdischen Opfer und der Fügsamkeit in die ihr von der Gestapo verordnete Beschwichtigungsfunktion im Vorfeld der Deportationen verließ sich Frau Sandels jetzt ganz auf ihre Freundin. Rückhaltloses Vertrauen war nun die wichtigste Ressource der beiden. Die Mutter von Frau Sandels, für die sie sich verantwortlich gefühlt hatte, lebte nicht mehr: Als ihr die Deportation drohte, hatte sie einen Schlaganfall erlitten und war am 2. September 1942 verstorben.

Dringend mußte nun Frau Herberg ihren Sohn, damals dreizehn Jahre alt, informieren, damit er nicht ungewollt etwas ausplauderte. Sie fragte ihn, so erinnert sich Dieter Herberg, ob „wir untätig bleiben oder Tante Musch verbergen sollten.“ Spontan und ohne zu überlegen habe er gesagt, dass sie Frau Sandels verstecken müssten, freilich ohne sich damals der möglichen Konsequenzen bewusst zu sein, dass solche Hilfeleistung für Juden als widerständige Handlung sogar mit dem Tode bestraft werden konnte.

So wurde Frau Herbergs Wohnung zum ersten Versteck: Frau Sandels „blieb streng in der Wohnung und verhielt sich still.“ Zeitweise hielt sie sich in einem Verschlag direkt unter dem Dach auf, der nur mit einer Leiter zu erreichen war und wo sie sich kaum rühren konnte. Gestapo-Beamte kamen zweimal an die Wohnungstür und klingelten. Weil Frau Herberg gerade nicht anwesend war, öffnete niemand. Glücklicherweise gab es keine Wohnungsdurchsuchung.

Aber Frau Herberg wurde zur Gestapo vorgeladen und dort grob verhört. Man fuhr sie an, wo sie sich herumtreibe und warum sie sich in der Vergangenheit mit Juden eingelassen habe. Außerdem wollten sie wissen, wo sich Frau Sandels versteckt hielt. Nach dem Verhör war den beiden Frauen klar, die Gestapo vermutete Frau Sandels nicht in der Wohnung Gartenstraße 51; dennoch durfte Frau Sandels nicht weiter in

der Wohnung bleiben; denn der Fahndungsdruck würde sicher aufrecht erhalten und eine Wohnungsdurchsuchung war jeder Zeit möglich.

Im Bericht Dieter Herbergs heißt es weiter: „In ihrer Not suchte Mutter verschiedene Menschen auf und bat um Hilfe. Die meisten hatten Angst, sie überlegten dennoch mit, wie man helfen könne und keiner hat sie verraten. Mutter kam auch zu ihrer Friseurin und die meinte, sie solle mal eine Familie Imhof aufsuchen. Er sei alter Sozialdemokrat und Chauffeur beim [Schreibmaschinenhersteller; F.M.] Adler, dem Eigentümer der Adlerwerke, gewesen. [...]. Mutter fand dann in einem Hinterhof der Adlerwerke die Imhofs und trug ihr Anliegen vor. Der alte Imhof war ein sehr einfacher, aber redlicher und aufrichtiger Mann. Wenn die Frau in Not sei, solle sie kommen.“ In einem Hinterhof der Adlerwerke konnte Frau Sandels ungefähr ein Jahr bis „etwa Mitte [19]43“ bleiben. Geld für Miete und Lebensmittel konnte zwar beschafft werden. Aber es kostete die Helfer doch große Mühe. So entschlossen sich die Herbergs, Frau Sandels wieder in ihre eigene Wohnung in der Gartenstraße 51 zurückzubringen. Als später Frau Sandels schwere Zahnschmerzen bekam, kam die Zahnärztin Dr. Rompel ohne zu zögern in die Wohnung und behob den Schaden: „Sie hat uns ebenfalls nicht angezeigt.“

Eine neue Situation ergab sich durch die ständigen schweren Luftangriffe des Jahres 1944 auf Frankfurt; denn Juden durften nicht in den Luftschutzkeller. Frau Herberg bewarb sich und wurde Hausluftschutzwart, „ihr einziger Posten im Dritten Reich“, wie Dieter Herberg bemerkt. Deshalb konnten sich Frau Sandels und der junge Herberg bei Luftangriffen auf der Kellertreppe aufhalten. So war die Lage, als das Haus von einer Luftmine getroffen wurde. Noch während des Angriffs eilten Frau Sandels und Dieter Herberg zum Bahnhof, denn sie hatten mit Frau Herberg ausgemacht, das Angebot von Frau Eisenhuth, der Köchin im Musischen Gymnasium, zu nutzen. Über Darmstadt und Heidelberg gelangten sie mit dem Zug nach Osterburken und Sennfeld, schließlich zu Fuß über Berg und Tal in die Ortschaft Korb. Heidelberg war eine Zwischenstation, weil es unzerstört sein sollte. Die drei Flüchtigen baten im vornehmen Hotel „Reichspost“ in der Nähe des Hauptbahnhofs darum, sich waschen und sich etwas ausruhen zu dürfen, schmutzig, voller Staub und ohne Gepäck, wie sie waren. Der Pförtner sah sie missbilligend an: „Für ihn waren wir wohl schmutziges Gesindel. Zwischen Frankfurt und Heidelberg lag eine Welt.“

In Korb bezogen sie den Unterschlupf („zwei winzigste Zimmer, eine Miniküche und ein Plums klo“) und waren zunächst glücklich über die gelungene Flucht aus Frankfurt. Im August 1944 gelang es sogar, beim Bürgermeister in Korb drei Lebensmittelkarten und Behelfsausweise mit Passbild zu besorgen, wobei Frau Sandels den Namen „Eva Imhof“ annahm. Es war der Name der Helferin aus den Adlerwerken in Frankfurt. Auch der Bürgermeister hatte von den schweren Luftangriffen auf Frankfurt gehört und schöpfte keinen Verdacht wegen der fehlenden Papiere. Die Frankfurter Eigentümerin des Häuschens in Korb, Frau Eisenhuth, wußte jedoch, dass Frau Sandels Jüdin war. Sie bekam Angst, in das Geschehen schließlich verwickelt zu werden, und drängte darauf, dass die drei schnellstmöglich die Unterkunft räumten: „Dann begann der Canossa-Gang von Mutter zu den Bauern auf der Suche nach einem Zimmer für uns drei. Es war ein schier aussichtsloses Unterfangen. Zuletzt hatte sie dann doch

Erfolg bei einer Familie Pfeil. Die Frau, selbst aus der Stadt stammend, legte Wert – wie Dieter Herberg schreibt – „auf einen gebildeteren Umgang und stellte uns eine Dachkammer zur Verfügung. Mutter ließ noch Wasser in das Zimmer legen und dann war dieses Problem auch gelöst. [...] Wir litten keinen Hunger, keine Fliegerangriffe und fürchteten keine Verhaftung.“

Doch in Wirklichkeit war die Situation noch keineswegs beruhigend. Denn im Ort fiel auf, dass Frau Sandels durchweg im Hause blieb. „Wir haben sie allerdings gedrängt“ – berichtete Frau Herberg – „doch dann und wann, um nicht noch mehr aufzufallen, in den Ort zu gehen. Diesem Drängen gab sie nach und ist dann mit starken Hemmungen aus dem Haus gegangen. Es entstanden im Ort Gerüchte um Frau Sandels und um uns alle. Man fragte sich, warum Frau Sandels nicht ausgehe. Eine Frau sagte zu mir, sie sehe von der Seite aus wie eine Jüdin. Eines Tages kam eine Frau in unser Haus, die viele Kinder hatte und Frau Sandels bat, doch einmal nach einem Kind zu sehen, das erkrankt war. Wir sind alle sehr erschrocken, weil diese Nachfrage den Eindruck erweckte, dass sie entdeckt worden sei. Frau Sandels ging dann widerwillig und machte die Frau darauf aufmerksam, sie müsse zum Arzt gehen.“

Erst die amerikanische Besetzung entzog solchen Verdächtigungen bzw. solchen Befürchtungen die Grundlage. Kriegsende und Befreiung vollzogen sich in Korb wie in so vielen anderen Gemeinden und Städten: Die Amerikaner seien vom Hügel herunter gekommen. „Panzer in der Mitte, rechts und links Schützenreihen, Soldaten mit schussbereiten Gewehren. Blitzartig hingen die Betttücher aus den Fenstern.“

Für Frau Sandels sowie für Mutter und Sohn Herberg ging es jetzt vor allem um die unmittelbare Zukunft. Sie hatten jetzt dank der Kinderärztin, wie Dieter Herberg mitteilt, einige Vergünstigungen. Sie bekamen einen requirierten DKW und organisierten sich Benzin und einen Fahrer: „Unser erster Besuch ging nach Frankfurt. Aber die Stadt lag in Schutt und Asche. Wer glaubte in dieser Zeit, dass sie noch einmal auferstehen würde? So wandten wir uns nach Heidelberg. Frau Sandels kannte entfernt den berühmten Pädiater Professor Moro,¹⁵ den sie aufsuchte und um Rat bat. Er war der Meinung, dass sie sich nicht in Heidelberg niederlassen sollte. Es gäbe dort zu viele Ärzte. Kurioserweise haben wir dann direkt im Nebenhaus (= Mozartstraße 4) gewohnt.“ Aber Frau Sandels ließ sich nicht abschrecken. Sie ist seit dem 9.5.1945 in Heidelberg gemeldet, ihre Kassenzulassung datiert vom 1.1.1946. Ihre Kinderarzt-Praxis führte sie – mit Assistenz von Frau Herberg – im Haus Werderstraße 33 B erfolgreich bis Anfang der 70er Jahre. Nachdem Frau Herberg 1975 gestorben war, wurde sie von der Familie Dieter Herbergs bis zu ihrem Tod im Jahr 1977 betreut.

Soweit zu sehen ist, ist Frau Dr. Sandels im Bereich Heidelberg das einzige Beispiel dafür, dass es einer verfolgten jüdischen Person gelang, eine relativ lange Zeit in der Illegalität zu überleben. In etwa vergleichbar ist nur die Geschichte des Ehepaars Dr. Bieberfeld und ihrer beider Freundin Frau Davidsohn aus Berlin, die in Kleingemünd Bergstraße 8 bei der Familie Lintz einen sicheren Unterschlupf fanden.¹⁶ In beiden Fällen haben die verfolgten Juden in der Großstadt gelebt und haben das Chaos während der Bombenangriffe zum Wechsel ihrer Identität und zur „Legalisierung“ dieser neuen Identität nutzen können. Zugleich half beim Überleben, dass das Netz der Gestapo auf dem Lande allem Anschein nach weniger engmaschig war.

Bei den hier angesprochenen großen Deportationen aus Frankfurt in den Jahren 1941/42 konnte die Gestapo nicht mehr auf das Überraschungsmoment bauen, um Aufsehen in der Öffentlichkeit und Panik unter den Betroffenen zu vermeiden, wie es bei der ersten großen Verschleppungsaktion aus Baden und der Pfalz im Oktober 1940 möglich gewesen war; stattdessen praktizierte die Gestapo hier eine noch zynischere Taktik, nämlich die Vertrauensleute der jüdischen Gemeinde zu instrumentalisieren und bis zum buchstäblich letzten Transport zurückzubehalten. Wie diese befand sich auch Frau Dr. Sandels im Dilemma zwischen Fürsorge für die jüdischen Opfer und Fügbarkeit in die verordnete Beschwichtigungsfunktion – bis zu ihrer Flucht in die Illegalität.

Bemerkenswert ist auch, dass Frau Herberg bei ihrer umsichtigen und tatkräftigen Hilfe für die Freundin, insbesondere bei der Suche nach Quartieren – wie ihr Sohn berichtete – auf die bekannten Schwierigkeiten, aber nicht auf unüberwindbare Hindernisse stieß. Dieter Herberg faßte die Erfahrungen seiner Mutter so zusammen: „In ihrer Not suchte Mutter verschiedene Menschen auf und bat um Hilfe. Die meisten hatten Angst, sie überlegten jedoch mit, wie man helfen könne und keiner hat sie verraten.“ Auch dies lässt sich als einen Hinweis lesen, dass das totalitäre Regime bei diesen verbrecherischen Aktionen nicht mit rückhaltloser Unterstützung rechnen konnte.

Nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes fiel es den Juristen schwer, der Verfolgungsgeschichte von Frau Sandels gerecht zu werden. Sie wurden bei Wiedergutmachungsverfahren (zuerst beim Amtsgericht Heidelberg und dann beim Landgericht Karlsruhe) durch den Gesetzgeber vor die Aufgabe gestellt, eine Entschädigung in angemessener Höhe zu finden und die bei der Flucht in den Untergrund verbrachte Zeit in eine Analogie z. B. zur KZ-Haft zu bringen. Umstritten war, ob die Zeit in Korb voll oder nur teilweise als illegaler Aufenthalt im Versteck gelten sollte. Nach jahrelangem Verfahren, das sich in 5 (!) Bänden von Prozeßakten spiegelt, einigten sich das Landesamt für die Wiedergutmachung und Frau Sandels als Antragstellerin im Januar 1957 auf der Grundlage der vom Bundesgerichtshof aufgestellten „Grundsätze für ein Leben in der Illegalität unter haftähnlichen Bedingungen“ auf einen Vergleich. Man subsumierte die von Frau Sandels im Untergrund illegal verbrachte Zeit als „haftähnlichen Zustand“, schließlich kurz und bündig – mithilfe einer auf den ersten Blick grotesk anmutenden Formulierung – als „Selbstinhaftierung“.

Anmerkungen

- 1 So berichtet Frau Dr. Marianne Meyer-Krahmer, geb. Goerdeler, Frau Marie Marcks, Dr. Klaus Anschütz. Der Verfasser dankt Herrn Albrecht Riessler für den Hinweis auf Frau Marcks. Zum Freundeskreis Frau Sandels und ihrer Freundin Margarete Herberg zählte nach 1945 auch Marie Clauss. Dieter Herberg (zu seiner Person vgl. Anmerkung 5) berichtet, dass diese jede Woche bei den beiden Frauen zu Besuch war und dass dabei nicht nur über Krankheiten gesprochen wurde. Literarische und philosophische Themen spielten eine große Rolle. Marie Clauss sei ein „wandelndes Gedichtlexikon“ gewesen. „...sie konnte den ganzen Goethe auswendig und nicht nur diesen.“ – Da die Hausärztin Marie Clauss ihre Hausbesuche immer zu Fuß machen musste, schenkten ihr Frau Sandels, Margarete Herberg und weitere Freunde einmal einen Gutschein für ein Jahr, mit dem sie einen Tag in der Woche diese Besuche mit einem Taxi der Firma Seppich machen konnte. (Zur Person Marie Clauss vgl. Renate Marzloff, Die Enkelin des Philosophen. Zur Familien- und Lebensgeschichte der Heidelberger Ärztin Marie Clauss (1882–1963), in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Nr. 14 2010 S. 47–73.)
- 2 Benz, Wolfgang (Hg.): Die Juden in Deutschland 1933-1945, München, 1988, S. 660 f.
- 3 Die Lokalgeschichte Frankfurts während der NS-Zeit, namentlich die Umstände der Juden-deportationen aus Frankfurt, sind gut erforscht. Vgl. Kingreen, Monika (Hg.): Nach der Kristallnacht. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938–1945, Frankfurt/Main 1999; Bonavita, Petra: Mit falschem Pass und Zyankali. Retter und Gerettete aus Frankfurt am Main in der NS-Zeit. Stuttgart, 2009
- 4 Vgl. GLA Karlsruhe 480/1698 Nr. 1–5
- 5 13 Seiten maschschr. Im folgenden: „Herberg-Bericht“. Freundlicherweise zur Verfügung gestellt vom Verfasser Professor Dieter Herberg. Geb. 1929 in Frankfurt; 1944 mit Frau Dr. Sandels Flucht nach Korb bei Osterburken, nachdem das Wohnhaus in Frankfurt Gartenstraße 51 durch eine Bombe zerstört worden war. 1945 mit seiner Mutter und Frau Sandels Niederlassung in Heidelberg; 1949 Abitur, dann Studium in Tübingen und Heidelberg, 1962 Heirat: auf Wunsch von Frau Sandels getraut durch Pfarrer Maas, der auch die beiden in Heidelberg geborenen Söhne taufte. 1956 Assistenzarzt, 1963 Facharzt und Habilitation; 1970 Umzug nach Offenburg; bis 1994 Chefarzt im Klinikum Offenburg; seit 1994 Ruhestand. Eine weitere wichtige Quelle ist der Briefwechsel, den der Verf. seit Januar 2010 mit Dieter Herberg führen konnte.
- 6 Vgl. Margarete Herberg; Aufstellung über die Vermögensverluste (GLA Karlsruhe 480/1698 Nr. 1. (1 Seite). Der Verf. dankt Frau Dr. Jutta Schütt (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt) für Hinweise zu den Beckmann-Zeichnungen. Vgl. dazu und auch zu Beckmanns Frankfurter Zeit von Wiese, Stephan: Max Beckmanns zeichnerisches Werk 1903-1925, Düsseldorf, 1978
- 7 Vgl. Kingreen (wie Anm. 3) S. 258 f.
- 8 Ebd. S. 359
- 9 Herberg-Bericht S. 6
- 10 Zur Problematik der erzwungenen Kooperation zwischen Verfolgern und Opfern vgl. Arendt, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht über die Banalität des Bösen. Mit einem Essay von Hans Mommsen. Zuerst 1964. Neuausgabe München, 1986, S. XX ff., 72ff., 156
- 11 Vgl. Kingreen (wie Anmerkung 3) S. 378ff.
- 12 Im Zusammenhang mit der späteren Entschädigungsklage GLA Karlsruhe 480/1698 Nr. 1
- 13 Bonavita (wie Anmerkung 3) S. 64
- 14 Ebd. S. 52
- 15 Professor Ernst Moro (1874–1951) ab 1911 Direktor der Universitätskinderklinik Luisen-Heilanstalt; mit einer Jüdin verheiratet; 1936 Emeritierung.
- 16 Moraw, Frank: „Eine grauenhafte Komödie, die gespielt werden musste.“ RNZ 13.12.1993